

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 48

Artikel: Abessinien 1935 [Fortsetzung]
Autor: Farago, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abessinien 1935

VON L. FARAGO

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Mart Martin

Erste Fortsetzung

Endlich kam ich dazu, Ageghou Ingidas Bilder näher anzuschauen. Er ist unverkennbar ein Schüler des französischen Impressionismus; aber er verwendet keine Pastelltöne, sondern bevorzugt leuchtende Farben, die so recht das Ursprüngliche seiner Heimat spiegeln. Er schafft mehr Werke als irgendein anderer Maler seines Landes, und seine Gemälde sind ein schlagender Beweis dafür, daß er seine Zeit in Frankreich nicht unbenutzt vorübergehen ließ. Mir gefallen ganz besonders gut die abessinischen Landschaften und Bilder aus dem Leben der Eingeborenen, denn bei diesen Werken kam sein Talent so richtig zum Durchbruch; er sah alles das eben mit den Augen des Eingeborenen und brachte dadurch Effekte zustande, die einem Europäer nie gelingen würden.

Der Künstler ist gegenwärtig Direktor der «Kaiserlichen Kunstakademie», wo er und zwei jüngere Kollegen moderne abessinische Kunst pflegen. Ihre Vorgänger waren unausgebildete Maler, die meistens historische Szenen in kindlicher Manier herstellten. Ato Belatshou war der beste von ihnen; bevor Ageghou Ingida nach Addis Abeba kam, war er der Meister. Heute hat er sich in seine bescheidene Hütte zurückgezogen und malt Woche für Woche zwei bis drei Bilder — immer dieselben Motive! Entweder das Zusammentreffen des Königs Salomo mit der Königin von Saba, oder die Heimsuchung König Theodors. Für diese Bilder erhält er drei bis fünf Taler, während Ageghou Ingida hundert bis hundertfünfzig Taler erhält. Trotzdem stehen diese Preise in keinem Verhältnis zur Qualität; hundertfünfzig Taler sind viel zu wenig, aber — Künstlerhonore sind eben in Abessinien sehr, sehr klein.

Unsere Gläser wurden mit Tetsch gefüllt; das ist ein starkes Getränk, das die Augen schläfrig macht, dafür aber die Zunge lockert, und so kam es, daß der vorsichtige Ageghou Ingida mit einem Fremdling über abessinische Politik sprach.

«Ich habe», begann er, «vom Kaiser den Auftrag erhalten, die neuen abessinischen Uniformen zu entwerfen, denn er arbeitet gegenwärtig an der Neuorganisation der Armee. Sicherlich haben Sie in letzter Zeit viele Bewaffnete angetroffen — alte Männer, mit dem Schwert auf der rechten Seite, wie das bei uns Brauch ist, und sogar zwölfjährige Knaben, mit dem Gewehr über den zarten Schultern. Wir Abessinier lieben Waffen, nicht daß wir blutdürstig wären — o nein, denn wir sind ein friedliches Volk geworden; aber sehen Sie, mein Freund, wir betrachten eben die Waffe als das Symbol der Freiheit. Man darf uns nicht vorwerfen, wir seien ein Volk von Horden, aber wer unser Land angreift, der muß mit unserer Heimatliebe stark rechnen.»

Ageghou Ingida hatte die letzten Worte hastig hervorgestoßen; seine Wangen glühten im Uebereifer seines Patriotismus. Bedächtig leerte er sein Glas Tetsch, und dann fuhr er fort:

«Moralisch sind wir der gegenwärtigen schlimmen Lage vollkommen gewachsen; wir waren uns immer bewußt, daß die Schlacht und unser Sieg von Adua nicht das Ende aller Kriege gegen uns sein werden. In technischer Hinsicht dagegen sind wir unvorberetet; weit gefährlicher aber als der Mangel an Gewehren, Flugzeugen und Tanks ist der Mangel an Sympathie für unsere Sache auf der ganzen Welt. Ich weiß, Abessinien ist ein geheimnisvolles Land, ein Land, das wie eine Insel von anderen afrikanischen Ländern umgeben ist; denn wir

werden nicht von halbwilden Buschnegern regiert, sondern von den Amharis — von einer überragenden Rasse.»

«Will Abessinien eigentlich den Krieg?» fragte ich dazwischen, um seiner pathetischen Tirade eine andere Richtung zu geben.

«Dieses Land», antwortete er, «wird von altersher vom Kaiser regiert; sein Wille ist unser Wille, und wenn er Krieg will oder zum Kriege gezwungen wird, dann wird keiner von uns, nicht einmal die Frauen, zu Hause bleiben. Alle Abessinier werden wie ich und meine Diener dem Rufe des Kaisers folgen — Schulter an Schulter werden wir kämpfen bis zum Tode — alle, alle werden wir hinausziehen, um zu sterben, denn, wer von uns verwundet wird, ist dem sicheren Tode geweiht. Wir haben keine Aerzte, keine Medikamente und keine Sanität, um die Verwundeten vom Schlachtfeld in die Spitäler zu transportieren. Verwundete werden im Felde verbluten; aber trotzdem wird niemand zu Hause bleiben!»

«Rechnen Sie mit einem abessinischen Sieg?» fragte ich, denn die Meinung eines Eingeborenen interessierte mich natürlich, speziell da ich jetzt wußte, daß ich endlich einen Abessinier gefunden hatte, der die unverblühte Wahrheit sprach und nicht versuchte, den Fragen auszuweichen. Diese Frage schien ihm aber doch nicht angenehm zu sein, denn er zögerte mit der Antwort und wurde nun plötzlich zurückhaltend.

«Wenn Italien unser einziger Gegner bleibt, dann werden wir sicher siegreich sein; denn die Italiener haben kein Recht, hier einzudringen, und das wird uns die Hilfe der anderen Mächte sichern. Sollte sich jedoch ein anderes Volk mit Italien in diesem Feldzug verbünden, nun — dann werden wir eben bis zum Äußersten für unsere Freiheit kämpfen. Wenn in Nordost-Afrika ein Weltkrieg ausbrechen sollte, dann muß das eben kommen, aber wir werden nie und nimmer vergessen, daß uns dieses Land für Tausende von Jahren gehört hat und daß es unsere Pflicht ist, unser Leben zu dessen Verteidigung hinzugeben, wie das schon unsere Ahnen getan haben. Komme, was kommen muß; wir sind ein unabhängiges Volk und letzten Endes wird der Sieg doch auf unserer Seite sein.»

Hier machte Ageghou Ingida eine lange Pause; er schien sich das zu überlegen und begann dann weiter:

«Glauben Sie nicht, daß wir auch ohne fremde Konflikte in unserem eigenen Lande genug Schwierigkeiten zu überwinden haben? Wissen Sie nicht, daß hinter den Kulissen die Revolution vorbereitet wird? Eine starke Gruppe junger Männer, die die Welt gesehen haben, an ihrer Spitze der Kaiser; das sind die Leute, die die Revolution in Szene setzen werden. Natürlich muß auch mit den ewig Unzufriedenen gerechnet werden, mit solchen, die gegen Italien und zugleich gegen den Kaiser kämpfen und dabei auf «die guten alten Zeiten» hoffen, die sie zurückersehnen. Die Sklavhalter gehören zu diesen unruhigen Elementen, da sie ohne unbezahlte Arbeit nicht existieren können; ebenso die ehemaligen Zollbeamten, die richtige Piraten waren und jetzt auf ihre gewohnten ungesetzlichen Nebeneinnahmen verzichten müssen. Dann sind da noch die vielen Unterkönige, Häuptlinge, denen der Kaiser stark zugesetzt hat. Jeder vaterlandsliebende Abessinier aber steht auf des Kaisers Seite. Ich selbst habe mich auch mit der Abschaffung der Sklaven abfinden müssen, aber ich habe doch eingesehen, daß diese Wandlung nur im Interesse des Lan-

des ist; wie hätten wir uns sonst den zivilisierten Völkern anschließen können?»

Ageghou Ingidas Diener brachten den Kaffee, ein Zeichen, daß der Besuch zu Ende sei, und ich machte mich mit meinem Diener und der schlechtbrennenden Petroleumlampe auf den langen Heimweg.

Die Munitions-Karawane

Reisende, die nach Addis Abeba kommen, bleiben gewöhnlich nur so lange dort, bis sie entweder ihre Karawane zusammengestellt, oder auf irgendeine Weise den Jagdschein für Großwild ergattert haben, dann ziehen sie wieder.

Erst seit der Krönung des gegenwärtigen Kaisers ist die Stadt ein wichtiger Punkt des Landes geworden. Ich habe mit Leuten gesprochen, die fünf Jahre abwesend waren und bei ihrer Rückkehr nicht aus dem Staunen herauskamen. Nicht daß sich das äußere Bild der Stadt stark verändert hätte, in architektonischer Hinsicht ist der Fortschritt nur gering; Handel und Verkehr aber haben in relativ kurzer Zeit derart zugenommen, daß Addis Abeba den Namen Hauptstadt wirklich verdient.

Die politischen Probleme des Landes und seine Zukunft können nur in Addis Abeba erfaßt werden, was man vor fünf Jahren noch nicht hätte sagen dürfen. Das Gegenteil war der Fall, denn damals herrschten die Häuptlinge im Innern des Landes und das wilde, geheimnisvolle Leben begann schon einige Kilometer vor der Stadt. Heute haben die Häuptlinge ihre Macht eingebüßt, und die wenigen, die noch geduldet werden, gehören dem Kaiser. Ich habe sogar dreihundert Kilometer von Addis Abeba entfernt White Horse Whisky mit Vichywasser getrunken, was vor fünf Jahren noch eine Unmöglichkeit gewesen wäre.

Es war keinesfalls mit Gefahr verbunden, in das Innere zu reisen; man nahm wohl Waffen mit, aber sie wurden nur äußerst selten gebraucht. Wenn einmal Schüsse fielen, dann handelte es sich um Jagdpartien, die in dem wildreichen Land herumstreifen und im Süden Leoparden, Löwen, Gazellen und Antilopen und an den vielen Seen Flußpferde jagen.

Nur ganz wenige der Somalistämme sind wirklich gefährlich. In den südlichen Provinzen herrscht noch hier und da der alte, barbarische Brauch, daß ein junger Mann nicht heiraten darf, bis er wenigstens einen Feind getötet und ihm zum Zeichen seines Sieges die Genitalien abgeschnitten hat, die er dann, um seine Mannbarkeit zu zeigen, an einem Gürtel um die Hüften trägt. Unter diesen Umständen ist es nur natürlich, daß junge Männer ständig auf der Suche nach einem Opfer sind, und daß sie in der Wahl ihrer Opfer sich nicht gerade wählerisch zeigen.

Allerdings muß gesagt werden, daß dieser grausame Brauch jetzt am Aussterben ist.

Die jüngsten Ereignisse haben nun die Lage wieder ganz verändert. Stämme, die sonst ein friedliches Leben führten, sind für Weiße gefährlich geworden, denn diese einfachen Menschen können zwischen Weiß und Weiß nicht unterscheiden — alle sind Feinde. Noch vor einem Jahr war eine Reise in das Innere ohne Waffen nichts Ungewöhnliches, während heute Gewehre unerlässlich sind.

(Fortsetzung Seite 151⁷¹)



'SWAN'
MIT
EXTRA-RASCHER
FÜLLUNG

LEVERLESS

Widerstandsfähig
Einfach konstruiert

SWAN LEVERLESS ist die Füllfeder, welche am raschesten gefüllt ist. Ihr einfacher, sehr zuverlässiger Mechanismus garantiert tadelloses Funktionieren.

Der Besitz einer SWAN LEVERLESS erspart Zeit und Aergern.

Sie erhalten die SWAN LEVERLESS in jedem guten Papeteriegeschäft in reizenden Farben oder klassischem Schwarz von Fr. 20.- an.

'SWAN'
LEVERLESS PEN

HABASUMA-
Sumatra
HABASUMA

die hochfeine Sumatra-Cigarre

Neue profilierte Form (Eidg. Patent 176915). Originalpackung mit 4 Cigarren — jede einzeln fein gebettet und vor Druck und Zerstörung geschützt. Aufgewöhnter gute Mischung mit feinstem Dell-Deckblatt.

Wettbewerb

Ausschneiden und aufbewahren!

Hier das 2. Wettbewerbs-Insert mit Frage 2:

Wie heißt nebenstehende große Insel?

Machen Sie mit! — Die Lösung ist leicht — besonders dann, wenn Sie den Atlas zu Hilfe ziehen. In der nächsten Nummer der Zürcher Illustrierten folgt Frage Nr. 3. Also nochmals: Bitte ausschneiden u. aufbewahren; der Wettbewerb wird interessant. Sie verlieren nichts, können aber einen schönen Preis gewinnen.

Wer die Preisaufgabe sofort lösen will, verlange im nächsten Cigarrengeschäft das vollständige Wettbewerbszirkular. 1. Preis Fr. 200.-

HABASUMA
eine überlegene Qualität

Cigarrenfabrik HABASUMA, Beinwil am See
Inhaber: H. Eichenberger-Eichenberger

INSERAT N^o 2 HABASUMA-WETTBEWERB

A. S. GROB

**SANATORIUM
KILCHBERG BEI ZÜRICH**



Individuelle Behandlung aller Formen von Psychosen und Neurosen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphin, Kokain usw. Malaria-Behandlung bei Paralyse. Führung von psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie. 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser: geschlossene für Psychosen, offene für Erholungsbedürftige. Prachtige Lage am Zürichsee, in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit. Physikalisches Institut (Medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Elektrotherapie, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) Behandlung organischer Nervenerkrankungen, Stoffwechselstörungen, rheumatischer Leiden, Erschlaffungszustände usw. Diät- und Entfettungskuren. Eigene Abteilungen mit Terrassen für Bettlägerige. Offenes Schwimmbad.

Prospekte bei der Direktion zu verlangen. Telefon Zürich Nr. 914.171 und 914.172

ÄRZTLICHE LEITUNG: DR. H. HUBER, DR. J. FURRER. BESITZER: DR. E. HUBER-FREY



Aufnahme Photo-Teco



Aufnahme Attinger, Neuchâtel

Ein Denkmal für Léopold Robert,

geboren am 12. Mai 1794 in Les Eplatures bei La Chaux-de-Fonds, gestorben am 20. März 1835 in Venedig. Zum Andenken an seinen hundertsten Todestag wurde dem großen Neuenburger Maler in La Chaux-de-Fonds ein von Bildhauer Léon Perrin geschaffenes Denkmal (siehe Bild links) errichtet, dessen Einweihung vor kurzem stattfand. Léopold Robert holte sich als Zwanzigjähriger schon den zweiten Preis an einem großen Kupferstich-Wettbewerb in Paris. Der Großteil seiner Gemälde entstand in Italien, das ihm von 1817 an zur zweiten Heimat wurde. Die bekanntesten seiner Gemälde sind: «La madonna de l'arc», «Moissonneurs» und das hier wiedergegebene «Départ des Pêcheurs de l'Adriatique». Viele seiner Bilder sind uns heute nur noch in der Nachschöpfung von Aurèle Robert bekannt, der insgesamt 73 Kopien von Gemälden seines großen Bruders herstellte.

Obschon der Kaiser im Interesse der Europäer solche Reisen verboten hat, steht ihnen die ganze Hauptstadt offen. Hier droht keine Gefahr; jeder kann tun und lassen, was er will und genießt vollständige Bewegungsfreiheit. Als ich dem Kaiser gegenüber bemerkte, daß mich das Schulwesen ganz besonders interessiere, beorderte er sofort Blatta Kidane Mariam Aberra zu mir, der mich überall hinführen sollte.

Also besuchten wir die Schulen. An einigen Straßenecken trafen wir ein Rudel Kinder an, die sich um einen Priester scharten, dessen einziges Lehrerabzeichen aus einem turbanähnlichen Kopfschmuck bestand. Das waren die kirchlichen Schulen, in denen den Kindern durch Sprechchorübungen das Lesen beigebracht wird. Addis Abeba hat aber auch moderne Staatsschulen, die ganz nach europäischem Muster eingerichtet sind. Die größte und wichtigste dieser Schulen ist die «Menelik-Schule», in der die Kinder englisch lernen und wo amharisch nur als Nebenfach gilt. In dieser Schule habe ich 150 Schüler gesehen und alle sprachen fließend englisch. Die Zeit, die ich in den Unterrichtsräumen verbrachte, ließ mich erkennen, daß Sprachen, Geschichte und Geographie die Hauptfächer waren, wobei — ich konnte mich eines gewissen Sympathiegefühls für diese kleinen braunen Gesellen nicht erwehren — der mathematischen Wissenschaft kein großes Interesse entgegengebracht wurde.

Der englische Einfluß an dieser Schule ist offensichtlich; der Vorsteher ist ein Ägypter, der englische Erziehung genossen hatte, und deshalb der sportlichen Betätigung seiner Schüler großes Interesse entgegenbringt. Freilübungen, Reck- und Barrenturnen wurden vorgeführt und zum Abschluß wurde ein regelrechter Fußballmatch gespielt — mit nackten Füßen.

Das Studium wird aber keineswegs durch den Sport vernachlässigt; auch andere kulturelle Gebiete kommen auf ihre Rechnung, denn diese Schule besitzt das einzige Theater Abessinien. Ein großer Schuppen aus Zinkblech, in dem mir zu Ehren ein englisches Volksstück aufgeführt wurde. Mein Führer und ich waren die einzigen Zuschauer, konnten aber nicht gerade viel vom Spiel sehen, denn, obschon das «Theater» vollständig für elektrisches Licht eingerichtet ist, blieb die Bühne dunkel. Das Geld, das liebe Geld fehlte für den nötigen Brennstoff, ohne den ein Benzinmotor auch in Abessinien nicht betrieben werden kann.

Die Abessinier sind erstklassige Schauspieler — im wirklichen Leben! Da verraten ihre Gesichter keine Gefühlsregungen; aber auf der Bühne — schrecklich. Hier wurde mir wieder deutlich bewußt, daß sie doch ein kriegerisches Volk sind ohne Phantasie und Gestaltungskraft.

Die zweite Schule, die ich besuchte, ist nach Kaisers Vater, Ras Makonnen, benannt. Hier sind Französisch, Physik und Chemie die Hauptfächer. Der Vorsteher dieser Schule erzählte mir zwei kleine Geschichten im Zusammenhang mit den Schulbänken. Nummer eins war, daß der Kaiser oft während seiner Ferien stundenlang in einer Bank Platz nehme und dem Unterricht aufmerksam folge; Nummer zwei, daß die Bänke noch nicht bezahlt seien. Die Lehrer hatten übrigens ihr Salär für die letzten sechs Monate auch noch nicht erhalten und benützten nun diese gute Gelegenheit, meinen Führer Blatta Kidane Mariam Aberra, der ja Direktor des Schulwesens ist, sanft an diese Tatsache zu erinnern.

Die Mädchenklassen der Ras Makonnen-Schule durfte ich an diesem Tage nicht besuchen.

«Kommen Sie morgen», riet man mir, «die Zimmer sehen nämlich heute eher einem Schweinestall als einer Schule ähnlich und der Kaiser würde wütend, wenn Sie sie in solchem Zustande zu sehen bekämen.»

Meine Geduld wurde belohnt, denn die nach der Kaiserin benannte Mädchenschule war bei weitem die modernste und sauberste, die ich bis jetzt in Abessinien gesehen hatte. Die Schlafzimmer machten den größten Eindruck auf mich, und ich mußte unwillkürlich an ein welschschweizerisches Töchterpensionat denken.

In diesen drei Schulen hatte ich ungefähr 400 Kinder zu sehen bekommen; sehr wenig, wenn man bedenkt, daß diese die Gesamtheit der gebildeten abessinischen Jugend darstellen. Ob wohl jetzt der Kaiser den vor Ausbruch der Feindseligkeiten gefaßten Plan, noch dreißig solche Schulen bauen zu lassen, noch zur Ausführung bringen kann?

Von der Manen-Schule begaben wir uns in das Kaiserliche Spital, wo ich zum erstenmal die Kaiserin zu sehen bekam. Es ist das größte Spital des Landes; hat es doch «Mauern» für 800 Patienten. Mauern? Ja, denn das heißt, die Mauern wurden errichtet, aber der bis jetzt bewohnbare Teil des Spitals gewährt nur ungefähr dreißig Personen Unterkunft.

Da eine Operation bevorstand, wurde ich eingeladen, als Zuschauer daran teilzunehmen.

«Alles, was Sie hier sehen», erklärte mir der Chefarzt, Dr. Kurt Hanner, ein Schwede, wurde vom Kaiser aus seiner eigenen Tasche bezahlt.»

Er führte mich durch das ganze Spital, und ich war über die absolut erstklassige Einrichtung ehrlich erstaunt.

«In ganz Afrika werden Sie kein besser eingerichtetes Spital finden», fuhr Dr. Hanner fort, «nicht einmal in Ägypten. Schade nur, daß der Kaiser jetzt sein Geld für andere Dinge brauchen muß. Dieser verwünschte Konflikt mit Italien hat nun zur Folge, daß die Mittel,

die für den Weiterausbau dieses Werkes bestimmt waren, für Munition ausgegeben werden müssen!

Munition — Patronen, spielen übrigens auch im Spital eine Rolle. Ich sah einen Eingeborenen, der sieben Tage lang marschierte, um sich hier behandeln zu lassen, aber als er bezahlen sollte, stellte sich heraus, daß er gar kein Geld besaß. Die Rechnung wurde mit vier Patronen beglichen, und wer sein Gesicht sah, als er diese einzeln aus dem Gürtel zog, der wußte, was sie ihm bedeuteten. Patronen sind seltsame Ware in Abessinien.

Neben dem eigentlichen Spital befindet sich ein großer, mit Zinkblech bedeckter Schuppen, in dem die «kurzfristigen» Patienten behandelt werden. Eine große Menschenmenge hatte sich dort angesammelt; unter ihnen über hundert Shankalakinder, Buben und Mädchen armer, verachteter Neger. Vierzehn Tage war diese Schar unterwegs gewesen, um sich gegen Pocken impfen zu lassen. Nackt kamen sie in Addis Abeba an, nackt, wie sie das gewohnt waren, aber jetzt hatten sie doch alle irgendeinen Fetzen Sackgut umgebunden, der den meisten ersichtlich unbequem war. Die Schwestern hatten alle Hände voll zu tun; ein Kind nach dem andern wurde geimpft, und sofort traten die Behandelten den Rückweg an, wahrscheinlich um draußen vor der Stadt auf ihre Reisekameraden zu warten.

Inzwischen war der Operationsaal zurechtgemacht worden; zwei kräftige Schwestern brachten den Patienten, einen an Blinddarmentzündung leidenden Abessinier, herein, und die Türen wurden geschlossen. Die Narkotisierung begann, und langsam zählte der Patient in amharischer Sprache, bis er schließlich betäubt war und die Operation beginnen konnte. Erstaunlich gut war das Zusammenarbeiten des weisen Arztes mit den abessinischen Schwestern. Hätte einen nicht deren dunkelbraune Gesichtsfarbe an das Fremdländische erinnert, man hätte meinen können, in einem modernen europäischen Spital zu sein.

Plötzlich tauchte an einem Fenster des Operationsaales ein dunkles Gesicht auf. Ein Bote des Kaisers war angekommen, und als er sich durch die Doppelfenster nicht verständlich machen konnte, schrieb er schließlich seine Mitteilung auf einen Fetzen Papier. Haile Selassié erwartete mich und meinen Führer sofort im Zollhaus der Bahnstation.

Wir bestiegen das bereitgehaltene Auto; überall standen Gruppen von Soldaten herum, deren Führer wild gestikulierten und Befehle erteilten. Der Kaiser sauste in einem geschlossenen Wagen ohne Nummernschild vorüber, hintendrin die übliche Kavallerieesorte. Das Gebiet um den Bahnhof und das Zollhaus herum war von Soldaten abgesperrt worden, und als wir im Hof

(Fortsetzung Seite 1514)

einbringen, bemerkten wir den Kaiser, der mit dem Kriegsminister, dem Handelsminister und einigen hohen Hofbeamten unter einem riesigen roten Schirm saß.

Ich kannte mich nicht mehr aus. Was war in Addis Abeba passiert? Wen erwartete der Kaiser mit dem bald fälligen Zug? Was bedeuteten alle die Soldaten? Mein Führer, der sich einer hitzig diskutierenden Gruppe genähert hatte, klärte mich auf: die größte je von Abessinien bestellte Waffen- und Munitionslieferung sollte soeben ankommen.

Als der Zug langsam in die Station einfuhr, erhoben sich der Kaiser und seine Minister zur Begrüßung, während die Soldaten sofort die Munitionswagen umzingelten. Hohe Beamte näherten sich den versiegelten Waggons, und als diese geöffnet wurden und die Menge die großen, schweren Holzkisten gewahrte, war es mit der schönen Ordnung vorbei. Alles schrie und gestikuliert durcheinander; berittene Soldaten ritten in die Menge hinein, und die Polizei hatte ihre liebe Not, mit Hilfe der Rhinocerospeitschen die Ordnung wieder herzustellen. Schließlich gelang die Bildung eines Kordons, hinter dem die eingeborenen Krieger dem Abladen zuschauen konnten.

Innert kürzester Zeit waren 8000 der großen Kisten neben den Waggons aufgestellt. Die Ware stammte aus Belgien, und ich muß sagen, die Verpackung war ein Meisterstück, genau nach den besonderen Angaben des Majors Polet ausgeführt. Er hatte in kluger Voraussicht der kommenden Dinge gehandelt, wenn niemand wußte besser als er, daß im Kriegsfall wegen des gänzlichen Fehlens von Bahnen und genügend guten Straßen das Transportproblem eines der schwierigsten überhaupt sein würde. Jede Kiste enthielt nur 750 Patronen, nicht die üblichen 1250, und war zudem mit einem Handgriff versehen, der den Trägern den Transport noch mehr erleichterte.

Die arabischen Arbeiter hatten inzwischen 800 größere Kisten, von denen jede 25 Mausegewehre der F. N.-Werke enthielt, ausgeladen, während etwas weiter hinten eine Spezialwache sich zu beiden Seiten von zwei anderen Waggons postiert hatte. Der Kriegsminister brach persönlich das wichtig aussehende Siegel, und seine Diener öffneten die Türen. Es war eine Lieferung von 400 Maschinengewehren aus der Tschechoslowakei. Noch weiter hinten wurden gepanzerte Transportautos aus anderen Waggons geschoben, und in weniger als einer halben Stunde war der ganze Zug leer.

Nachdem der Handelsminister die Frachtbriefe genau kontrolliert hatte, meldete er dem Kaiser, daß alles in Ordnung sei, und dieser atmete sichtlich erleichtert auf, denn dieser Munitionstransport hatte sehr lange Zeit gebraucht, bis er endlich in Addis Abeba eintraf. Obschon alle internationalen Papiere bis aufs letzte Pünktchen in Ordnung waren, wurde der Transport in Dschibuti aus irgendwelchen geheimnisvollen Gründen zurückgehalten. Tatsache ist, daß erst der energische Druck der liefernden Firmen den französischen Gouverneur veranlassen konnte, die Waggons freizugeben. Ein weiterer Transport, der auch schon lange erwartet wurde, wird immer noch in dieser französischen Hafenstadt zurückgehalten und niemand kann sagen, ob und wann er weitergeleitet wird.

Die Sonne, die bisher hinter schweren Gewitterwolken verborgen war, schien plötzlich auch an diesem Ereignis teilnehmen zu wollen und sandte ihre heißen Strahlen auf lange Reihen weißer Kisten, die nur darauf zu warten schienen, von den Trägern an die Front gebracht zu werden. Einige Munition schaffte man sofort nach dem benachbarten Flugplatz, um sie auf dem schnellsten Wege nach dem Norden gelangen zu lassen. Der Kaiser spazierte auf und ab und überwachte das Beladen der Lastwagen, die in langer Reihe hinter dem schwarzen Wagen des Kaisers standen. Er ließ es sich nicht nehmen, diese für ihn und sein Land so wichtige Transportkolonne persönlich anzuführen.

Der Kriegsminister ritt ständig der Kolonne entlang und erteilte Befehle; erst als der Kaiser den Bahnhof verlassen hatte, begab auch er sich an die Spitze des Zuges, die so weit von uns entfernt war, daß man ihn beinahe nicht mehr sehen konnte. Noch einige kurze Befehle, und die Träger stellten sich in einer Reihe auf; eine Munitionskiste zwischen je zwei Mann. Der Lärm war fürchterlich, aber alles klappte wie auf einem europäischen Kasernenhof. Jetzt erhob sich der Kriegsminister in seinem Sattel und winkte einmal mit seinem Stab; die eine Reihe der Träger hob die Kisten auf die Köpfe der Träger der anderen Reihe. Wieder winkte der Minister, und der lange Zug setzte sich in Bewegung; nur wir blieben zurück.

Ein fremdes Gefühl beschlich uns; da waren wir, als Vertreter der weißen Rasse, unter 10 000 Abessiniern und sahen zu, wie diese mit großem Jubel ihre Waffen und Munition in Empfang nahmen. Uns — gerade uns, den Weißen, gegen die ja diese Maschinengewehre, Gewehre und Patronen best bestimmt waren, wollte man eindringlich beweisen, daß Abessinien bereit sei, fremden Eindringlingen entgegenzutreten. Da hatten wir den wahren Grund der Einladung des Kaisers und unserer Anwesenheit am Bahnhof.

Blatta Kidane Mariam Aberra hatte mich einige Minuten allein gelassen, und als er jetzt wieder zurückkehrte, machte er mir die «freudige» Mitteilung, der Kaiser habe mir erlaubt, den Transport zu begleiten.

Ein forsches Tempo wurde angeschlagen, an der Spitze der Kaiser mit der Wachtkompanie, dann die 8000 Träger, dahinter die Lastwagenkolonne und als Nachhut wieder eine Kompanie Soldaten. Die Träger, die die Kisten auf ihren rasierten Häuptern trugen, hatten nahe zu 500 Kilometer zurückzulegen — vier Wochen zu marschieren — um die langersehnte Munition an die Soldaten abzuliefern.

Warum man für diese mühselige Trägerarbeit nicht Kamele oder Maulesel verwendet? Ganz einfach! Ein Tier hält diese Strapazen niemals aus. Maulesel und Kamele können sechs bis acht Stunden ohne Unterbruch arbeiten, dann aber müssen sie ruhen, und während der Nacht sind sie überhaupt nicht zu verwenden. Diese abessinischen Träger aber essen während des Marsches eine Handvoll Bohnen und laufen dann mit ihren Lasten Tag und Nacht ununterbrochen weiter, ohne für die nächsten zwei bis drei Tage Wasser zu benötigen.

Die kilometerlange Marschkolonne bestand in der Hauptsache aus jungen Männern, doch bemerkte ich hier und da auch Kinder, Greise und sogar einige abessinische Amazonen, die sich trotz des Kaisers Verbot eingeschlichen hatten.

Immerwährend wurden Soldatenlieder gesungen, deren Text mir mein Führer übersetzte. Nie sind diese Heldenballaden niedergeschrieben worden; jahrhundertelange wurden sie mündlich überliefert und sie klingen dem Europäer fremd.

Am nächsten Morgen erreichten wir das Ende der Straße und der schwierigere Teil des Marsches begann. Diese Straßen, die eigentlich den Namen «Straßen» gar nicht verdienen, werden im Kriege eine bedeutende Rolle spielen, ja — sie können unter Umständen einem eindringenden Feinde zum Verhängnis werden. Den Eingeborenen bedeuten sie aber kein so großes Hindernis, denn diese sind daran gewöhnt und bewegen sich auf dem manchmal nur schwer erkennbaren Straßenwegen wie der Europäer auf der Asphaltstraße.

Abessinien hat eigentlich nur zwei gute Straßen, die zusammen ungefähr 300 Kilometer lang sind. Die eine ist die Jimmastraße, und die andere führt von Direddau nach Harrar; alle anderen sind nur bei trockenem Wetter begehbar, und der kleinste Regenfall macht sie untauglich zu jeglichem Zweck.

Das Reisen auf den abessinischen Landstraßen ist etwas vom Langweiligsten, das ich kenne. Autos kommen mit höchstens 20 bis 25 Kilometer «Geschwindigkeit» vorwärts, und die Passagiere werden derart durcheinandergerüttelt, daß eine solche Reise nie ohne Beulen abläuft. Und billig ist dieses Reisen auch nicht, denn alle 40 bis 50 Kilometer trifft man auf eine Absperrung. Bewaffnete Soldaten stehen vor einer Barriere und lassen das Auto erst nach Bezahlung einer Gebühr in der Höhe eines Talers passieren.

Die kleinen Dorfhäuptlinge im Innern des Landes haben aus dieser staatlichen Einrichtung Nutzen gezogen und ahmen sie nach, um ihren privaten Geldsäckel zu füllen. Sie sind nichts mehr und nichts weniger als richtige Straßenräuber, denn wenn die Passagegebühr bezahlt ist, wird oft mit sanfter Gewalt das Lösen eines «Jagdscheines» verlangt und durchgesetzt.

Mit einem solchen «Jagdschein» hatte ich ein kleines Erlebnis auf meiner Reise nach dem Blauen Nil. Plötzlich stoppte unser Wagen vor einem mächtigen, quer über der Straße liegenden Felsblock, der ein Weiterfahren absolut unmöglich machte. Weit und breit kein Mensch! Mit vereinten Kräften versuchten wir das Hindernis aus dem Wege zu räumen. Unmöglich. — Schon wollten wir resigniert den Heimweg antreten, als plötzlich der Dorfgewaltige mit sämtlichen Einwohnern an der Wegbiegung erschien. Wir bezahlten die Gebühren und man gab uns sogar auf einem alten Kalenderblatt eine Art Quittung. Gerade als wir uns wieder in den Wagen setzen wollten, verlangte er noch unseren Jagdschein zu sehen. Da wir keine Gewehre mitgenommen hatten, war ein solcher natürlich auch nicht vorhanden. Der Häuptling war aber sehr mißtrauisch; wir mußten alle auf die Seite treten und das Auto wurde gründlich untersucht. Schon lächelte ich innerlich über den wohlverdienten Reinfall des Räubers, als dieser triumphierend mit meinem Teleskop erschien und behauptete, ich hätte ihn angelogen, hier sei eine Waffe, und folglich müsse ein Jagdschein gelöst werden. Meine Erklärungen nützten nichts, und die Dorfbevölkerung begann schon eine drohende Haltung anzunehmen, so daß ich mich entschloß, in Güte zu verhandeln.

«Was kostet denn der Jagdschein?» fragte ich lauernd. «Der Kaiser verlangt 50 Taler, aber ich werde Ihnen einen für 5 Taler ausstellen», erklärte er.

Wir begannen zu verhandeln, und schließlich erhielten wir auf einem anderen Kalenderblatt, das als Jagdschein galt, eine Quittung über 2 Taler, worauf der Felsblock weggeschoben wurde und wir unsere Reise fortsetzen konnten.

Die Jimmastraße ist der Anfang eines großangelegten Straßenbauplans, der aber, wie das in Abessinien mit Plänen meistens der Fall ist, nie ausgeführt wurde. Sie sollte bis nach Jimma führen, wo europäische Plantagenbesitzer nur darauf warten, ihren Kaffee durch Lastwagen nach Addis Abeba transportieren zu können. Der ursprüngliche Plan war, einen regelmäßigen Lastwagen- und Omnibusdienst zu organisieren. Am Blauen Nil, wo die Jimmastraße enden sollte, befinden sich große

Lagerhäuser, Garagen aus Zinkblech und ein Zollhaus. In den Garagen stehen ungebraucht einige etwas voreilig gekaufte Omnibusse herum, und obschon die Lagerhäuser leer dastehen, liegen im Hof, den Witterungseinflüssen ausgesetzt, große, für die geplante Brücke über den Blauen Nil bestimmte und schon bezahlte Eisenträger, die nun ihrem unrühmlichen Ende entgegenrotten.

Wer über den Blauen Nil will, ist gezwungen, die von den schlauen Amharis unterhaltenen Fährten zu gebrauchen. Diese Amharis haben ihre eigenen Geschäftsmethoden, die den Europäer etwas fremd anmuten. Einmal, als wir mit einer kleinen Karawane hinüber wollten und der Preis schon vereinbart war, erklärten die Fährtenführer, zuerst die Maultiere hinüberschaffen zu wollen. Als die Fährte leer zurückkam, verlangte das «Personal» den vereinbarten Preis, den wir anstandslos bezahlten. Der Fährmann war aber nicht zufrieden, er verlangte eine bedeutend höhere Summe, und als wir uns auf die Abmachung beriefen, zeigte er auf die schon hinübergeschafften Maultiere und hatte natürlich gewonnenes Spiel.

Das sind so kleine, harmlose Gefahren, die man in Abessinien auf der Reise in Kauf nehmen muß. Der Taler ist gewöhnlich wichtiger als das Gewehr.

Italien in Abessinien

An jenem Tage, als die dreißig Italiener die Hauptstadt verließen, war ich schon früh auf den Beinen, denn dieses Schauspiel wollte ich mir nicht entgehen lassen. Menschenansammlungen auf dem Bahnhof waren nichts Ungewöhnliches, wenn ein Zug aus Dschibuti eintraf oder nach dort abfuhr. Heute aber wimmelte es in und um den Bahnhof herum von Menschen wie auf einem Festplatz. Die italienische Gesandtschaftswache hatte sich in Reich und Glied auf der Plattform aufgestellt, das Personal des Konsulates und die gesamte italienische Kolonie, alles war erschienen, um den «Glücklichen» gute Reise zu wünschen. Die Abschiednehmenden reisten auf Staatskosten und erhielten neben den Fahrkarten auch ein wenig Geld. Ueber ihr ganzes Hab und Gut hatten sie dem Konsulat eine genaue Aufstellung übergeben müssen, und jetzt waren sie mit einigen tragbaren Habseligkeiten vor dem Eisenbahnwagen versammelt, um von Addis Abeba Abschied zu nehmen.

Die Fahrt ging aber nicht in die Heimat; Italien hatte allen seinen Landsleuten in Abessinien den Befehl erteilt, sich nach Erythra, nach Asmara, nach Mogadishu und Jubbaland zu begeben. Man schien auf italienischer Seite großen Wert darauf zu legen, mir klarzumachen, daß es sich nicht um eine Räumung handle, sondern daß eben diese Leute an ihrem neuen Bestimmungsort notwendig wären.

Kurz vor der Abfahrt des Zuges erschien noch Graf Vinci auf dem Bahnsteig. Er hielt eine kurze Ansprache an seine Landsleute, in der er, ohne irgendwelche Rücksicht auf das Gestand, mit Worten nicht sparte, die auf Abessinien bedrückend wirken mußten.

Die ganze Atmosphäre war von faschistischem Geist geladen; überall wurde italienisch gesprochen — Faschistengruß — faschistische Fahnen und Uniformen — Faschismus überall, und als der Zug die Station verließ, erscholl aufdringlich laut die Giovinetta.

Bis zu diesem Tage war ich nur sehr selten mit den Italienern in Addis Abeba zusammengelassen; denn ich wußte ganz genau, daß ich nur dann erfolgreich arbeiten konnte, wenn ich mich so viel wie möglich von ihnen fernhielt. Die Abessinier hätten eine enge Verbindung zwischen mir und den Italienern nicht gerne gesehen und mir wahrscheinlich bei der Arbeit einige Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Die ganze Stadt wimmelte von Spionen und Spitzeln, die sofort alle Personen meldeten, die mit dem italienischen Konsulat verkehrten. Da ich mich aber entschlossen hatte, bald nach Dschibuti zurückzukehren, hatte sich meine Lage etwas verändert. Den abessinischen Standpunkt kannte ich jetzt zu Genüge; Schwierigkeiten konnte man mir wohl keine großen mehr entgegenzusetzen, und so trat ich kurz entschlossen auf Graf Vinci zu und fragte ihn, wann und wo er mich empfangen könne.

«Auf der Gesandtschaft können Sie jederzeit vorsehen, aber wann ich Zeit haben werde, mich mit Ihnen zu unterhalten, das weiß ich selbst noch nicht», erklärte er, «immerhin können Sie heute einmal vorbeikommen, ich werde sehen, was sich tun läßt.»

Graf Vinci hatte wohl den schwierigsten Posten in Italiens diplomatischem Dienst; denn man darf nicht vergessen, daß er erst vor einem Jahre nach Addis Abeba gekommen war und somit nie Zeit gefunden hatte, Land und Leute näher kennenzulernen. Damals, als er dem Negus seinen Antrittsbesuch machte, hatte ja auch niemand daran gedacht, daß innert weniger Monate Feindseligkeiten ausbrechen könnten. Italien verhielt sich damals noch friedlich, jetzt aber war Graf Vinci plötzlich der Hauptvertreter des Feindes geworden. Er wurde jedoch als solcher respektiert, man achtete diesen Feind, bis er sich durch seine zu scharfen Worte und Noten das Wohlwollen der Abessinier verscherzte.

(Schluß folgt)